



Irène Némirovsky

Leidenschaft

(Chaleur du sang)

Roman

Aus dem Französischen
von Eva Moldenhauer

Knaus

Ich danke dem Verleger Olivier Rubinstein sowie den beiden Herausgebern Olivier Philipponnat und Patrick Lienhardt, die diesen Roman im Nachlaß meiner Mutter entdeckt haben. Außerdem allen, die bei der Arbeit an *Chaleur du sang* mitgewirkt haben.

Denise Epstein

Wir tranken einen leichten Punsch, wie er in meiner Jugend in Mode war. Wir saßen vor dem Feuer, meine Cousins Énard, die Kinder und ich. Es war ein Herbstabend, hochrot über den vom Regen durchweichten Sturzäckern; der flammende Sonnenuntergang verhieß für den nächsten Tag starken Wind; die Raben krächzten. In diesem großen eiskalten Haus drang überall Luft herein mitsamt dem herben, fruchtigen Geruch, den sie in dieser Jahreszeit hat. Meine Cousine Hélène und ihre Tochter, Colette, bibberten unter den Kaschmirschals meiner Mutter, die ich ihnen geliehen hatte. Wie immer, wenn sie mich besuchen, fragten sie, wie ich es bloß anstellte, in diesem Rattenloch zu leben, und Colette, die kurz vor ihrer Hochzeit stand, rühmte mir die Reize von Moulin-Neuf, wo sie demnächst wohnen wird und «wo ich Sie oft zu sehen hoffe, Vetter Silvio», sagte sie. Mitleidig sah sie mich an. Ich bin alt, arm, Junggeselle; ich vergrabe mich in einer Bruchbude tief im Wald. Alle wissen, daß ich viel gereist bin und mein Erbe verpraßt habe; als ich, der verlorene Sohn, in meine Heimat zurückgekehrt bin, war sogar das Mastkalb an Altersschwäche gestorben, nachdem es lange vergeblich auf mich gewartet hatte. Meine Cousins Énard, die in Gedanken ihr Los mit dem meinen verglichen, verziehen mir vermutlich das viele Geld, das ich mir von ihnen geliehen hatte, ohne es zurückzugeben, und wiederholten mit Colette:

«Sie leben hier wie ein Wilder, armer Freund. Sie sollten zu der Kleinen kommen, wenn sie sich eingerichtet hat, und die schöne Jahreszeit bei ihr verbringen.»

Dabei erlebe ich recht angenehme Momente, auch wenn

sie nichts davon ahnen. Heute bin ich allein; der erste Schnee ist gefallen. Dieses Land, im Herzen Frankreichs, ist wild und reich zugleich. Jeder lebt für sich, auf seinem Gut, mißtraut dem Nachbarn, bringt seinen Weizen ein, zählt sein Geld und kümmert sich nicht um den Rest. Keine Schlösser, keine Besichtigungen. Hier herrscht eine Bourgeoisie, die dem Volk noch sehr nahe ist, gerade erst aus ihm hervorgegangen, mit feurigem Blut und allen Gütern der Welt zugetan. Meine Familie überzieht die Provinz mit einem ausgedehnten Netz an Érards, Chapelains, Benoîts, Montrifauts; es sind Großbauern, Notare, Beamte, Grundbesitzer. Ihre stattlichen Häuser liegen isoliert, weit vom Weiler entfernt, und werden von großen abweisenden, dreifach verriegelten Türen geschützt wie von Gefängnistüren, und davor von nüchternen Gärten, in denen fast keine Blumen wachsen: nur Gemüse und Spalierobstbäume, da diese mehr Früchte tragen. Die Wohnstuben sind mit Möbeln vollgestopft und immer geschlossen; man lebt in der Küche, um Brennholz zu sparen. Ich spreche natürlich nicht von François und Héléne Énard; ich kenne keine angenehmere, keine einladendere Wohnung, kein intimeres, fröhlicheres und wärmeres Heim. Trotzdem, für mich kommt nichts einem Abend wie diesem gleich: Es herrscht völlige Einsamkeit; meine Magd, die im Weiler schläft, hat gerade die Hühner eingesperrt und geht nach Hause. Ich höre das Klappern ihrer Holzschuhe auf dem Weg. Mir bleiben meine Pfeife, mein Hund zwischen den Beinen, das Rascheln der Mäuse auf dem Dachboden, das zischende Feuer, keine Zeitungen, keine Bücher, eine Flasche Juliéna, die sich am Kamin sanft erwärmt.

«Warum nennt man Sie Silvio, Vetter?» fragt Colette.

Ich antworte:

«Weil eine schöne Dame, die in mich verliebt war und die fand, daß ich einem Gondoliere ähnelte – denn damals, vor dreißig Jahren, hatte ich einen gewirbelten Schnurrbart und

schwarzes Haar –, meinen Vornamen Sylvester auf diese Art abgeändert hat.»

«Aber Sie ähneln doch eher einem Faun», sagte Colette, «mit Ihrer großen Stirn, Ihrer Himmelfahrtsnase, Ihren spitzen Ohren und Ihren lachenden Augen. Sylvester, der Waldmensch. Das paßt sehr gut zu Ihnen.»

Von Hélènes Kindern ist mir Colette die liebste. Sie ist nicht schön, hat aber etwas, was ich in meiner Jugend bei Frauen überaus schätzte: Feuer. Ihre Augen lachen, ebenso ihr großer Mund; ihr schwarzes Haar ist duftig und schlüpft in kleinen Locken unter ihrem Schal hervor, mit dem sie ihren Kopf bedeckt hat, da sie behauptet, Zugluft auf ihrem Nacken zu spüren. Man sagt, sie ähnele Hélène, als diese jung war. Aber ich erinnere mich nicht. Seit der Geburt ihres dritten Sohnes, des kleinen Loulou, der jetzt neun Jahre alt ist, hat Hélène stark zugenommen, und die achtundvierzigjährige Frau mit der weichen, welken Haut überdeckt in meiner Erinnerung die zwanzigjährige Hélène, die ich gekannt habe. Jetzt strahlt sie eine glückliche Gelassenheit aus, die beruhigt. Dieser Abend bei mir war ein offizieller Vorstellungsbuch: Man machte mich mit Colettes Verlobtem bekannt. Es ist Jean Dorin, aus der Familie Dorin von Moulin-Neuf, Mühlenbesitzer vom Vater auf den Sohn. Ein schöner Fluß, grün und schaumbedeckt, fließt zu Füßen dieser Mühle. Als Dorins Vater noch lebte, ging ich dorthin, um Forellen zu angeln.

«Du wirst uns guten Fisch vorsetzen, Colette», sagte ich.

François lehnt meinen Punsch ab: er trinkt nur Wasser. Er hat einen einen grauen Spitzbart, den er sanft mit der Hand streichelt. Ich sagte:

«Sie werden die Gesellschaft nicht vermissen, wenn Sie sie verlassen haben, oder vielmehr wenn Sie von ihr verlassen worden sind, wie es bei mir der Fall war ...»

Denn manchmal habe ich das Gefühl, als wäre ich vom Leben

zurückgeworfen worden wie von einer zu hohen See. Ich bin an einem traurigen Ufer gestrandet, auf einem zwar noch soliden Boot, dessen Farben das Wasser jedoch ausgebleicht und das Salz zerfressen hat.

«... Sie werden nichts vermissen, da Sie ja weder den Wein noch die Jagd, noch die Frauen lieben.»

«Ich werde meine Frau vermissen», sagte er lächelnd.

Da setzte sich Colette neben ihre Mutter und fragte:

«Mama, erzähle mir von deiner Verlobung mit Papa. Nie hast du von deiner Hochzeit gesprochen. Warum? Ich weiß nur, daß es eine romantische Geschichte war, daß ihr euch seit langem geliebt habt ... Davon hast du mir nie erzählt. Warum?»

«Weil du mich nie darum gebeten hast.»

«Aber jetzt bitte ich dich darum.»

Hélène wehrte lachend ab:

«Das geht dich nichts an», sagte sie.

«Du willst es nicht sagen, weil du dich genierst. An Vetter Silvio kann es doch nicht liegen: Bestimmt weiß er alles. Ist es wegen Jean? Aber morgen wird er dein Sohn sein, Mama, und er muß dich kennen, wie ich dich kenne. Ich möchte so gerne, daß wir so zusammenleben wie du mit Papa! Ich bin sicher, daß ihr euch nie gestritten habt.»

«Ich geniere mich nicht wegen Jean», sagte Hélène, «sondern wegen dieser großen Bengel», und sie deutete lächelnd auf ihre Söhne.

Sie saßen auf den Fliesen und warfen Tannenzapfen ins Feuer, von denen sie einen ganzen Vorrat in ihren Taschen hatten; mit einem lebhaften, hellen Knacken platzten sie in den Flammen. Georges und Henri, fünfzehn und dreizehn Jahre alt, antworteten:

«Wenn es unseretwegen ist, dann nur zu, genieer dich nicht. Eure Liebesgeschichten interessieren uns nicht», sagte Georges, der im Stimmbruch war, verächtlich.

Und der kleine Loulou war eingeschlafen.

Aber H el ene sch uttelte den Kopf und wollte nicht sprechen. Sch uchtern schaltete Colettes Verlobter sich ein:

«Sie sind ein vorbildliches Ehepaar. Aber ich hoffe, daß auch wir eines Tages ...»

Er stammelte. Er scheint ein braver Junge zu sein; er hat ein mageres, sanftes Gesicht, sch one, ängstliche Hasenaugen. Seltsam, daß sich H el ene und Colette, Mutter und Tochter, dieselbe Art von Ehemann ausgesucht haben: sensibel, zart, fast weiblich, leicht zu beherrschen, und gleichzeitig zurückhaltend, scheu, fast schamhaft. Großer Gott! Ich war nicht so! Ich betrachtete sie alle sieben. Ich saß ein wenig abseits. Wir hatten unsere Mahlzeit in der Stube eingenommen, neben der K uche dem einzigen bewohnbaren Raum meiner Behausung; ich schlief in einer Art Mansarde auf dem Dachboden. Diese Stube hier unten ist immer ein wenig dunkel, und am heutigen Novemberabend war sie so d uster, daß man, sobald das Feuer abnahm, nur die an der Wand hängenden großen Kessel und alten Bettpfannen sah, deren Kupfer noch den geringsten Lichtschimmer auffängt. Wenn die Flammen wieder aufloderten, erhellten sie sanftm utige Gesichter, wohlwollendes Lächeln, H el enes Hand mit ihrem goldenen Ring, die die Locken des kleinen Loulou streichelten. H el ene trug ein wei gepunktetes blaues Seidenkleid. Der gemusterte Kaschmirschal meiner Mutter bedeckte ihre Schultern. Neben ihr saß François, und beide betrachteten die Kinder zu ihren F u en. Ich wollte meine Pfeife wieder anzünden und hob ein brennendes Holzstück hoch, das seinen Lichtschein auf mein Gesicht warf. Wahrscheinlich war ich nicht der einzige, der meine Umgebung beobachtete, und vermutlich hatte auch Colette gute Augen, denn mit einem Mal rief sie aus:

«Wie sarkastisch Sie doch aussehen, Vetter Silvio, das ist mir schon oft aufgefallen.»

Dann, sich an ihren Vater wendend:

«Ich warte noch immer auf die Erzählung eurer Liebe, Papa.»

«Dann will ich euch», sagte François, «meine erste Begegnung mit eurer Mama erzählen. Damals wohnte euer Großvater im Weiler. Wie ihr wißt, war er zweimal verheiratet. Eure Mutter war ein Kind aus seiner ersten Ehe, und auch ihre Stiefmutter hatte eine Tochter, ebenfalls aus einer ersten Ehe. Was ihr nicht wißt, ist, daß man mir dieses junge Mädchen (also die Halbschwester eurer Mutter) als Ehefrau zugedacht hatte.»

«Wie komisch», sagte Colette.

«Ja, ihr seht, wie der Zufall so spielt. Ich betrat dieses Haus zum ersten Mal im Schlepptau meiner Eltern. Ich ging wie ein geprügelter Hund in die Ehe. Aber meine Mutter legte großen Wert darauf, mich unterzubringen, die arme Frau, und ihre inständigen Bitten hatten mich schließlich bewogen, in diese Begegnung einzuwilligen, die mich, wie sie mir versichert hatte, zu nichts verpflichtete. Wir betraten den Salon. Stellt euch den strengsten, kältesten aller Provinzsalons vor. Auf dem Kamin standen zwei bronzene Leuchter, die die Fackeln der Liebe darstellten und die ich noch heute mit Grauen vor mir sehe.»

«Und ich erst!» sagte Hélène lachend. «Diese eiskalten, reglosen Flammen in dem Salon, der nie geheizt wurde, hatten symbolischen Wert.»

«Die zweite Frau eures Großvaters hatte – das will ich euch nicht verhehlen – einen Charakter ...»

«Sei still», sagte Hélène, «sie ist tot.»

«Glücklicherweise ... Aber eure Mutter hat recht: Friede den Toten. Es war eine sehr kräftige, rothaarige Dame mit einem dicken roten Haarknoten und sehr weißer Haut. Ihre Tochter ähnelte einer Kohlrübe. Während der ganzen Zeit meines Besuchs hörte sie nicht auf, ihre von Frostbeulen geschwellenen

Hände auf ihren Knien aufeinanderzulegen und wieder zu trennen, und sagte kein einziges Wort. Es war Winter. Wir bekamen sechs Kekse in einer Obstschale und altersgrauen Kakao vorgesetzt. Meine Mutter, die kälteempfindlich war, mußte ständig niesen. Ich verkürzte den Besuch, so gut es ging. Und als wir das Haus endlich verließen, hatte es zu schneien angefangen, ich sah die Kinder, die aus der benachbarten Schule nach Hause gingen, und unter ihnen, rennend und im Schnee schlitternd, mit dicken Holzpantinen an den Füßen und einem roten Umhang, mit völlig aufgelöstem schwarzem Haar, hochroten Wangen, Schnee auf der Nasenspitze und auf den Lidern, befand sich ein kleines Mädchen, das damals etwa dreizehn Jahre alt war. Es war eure Mama: Sie wurde von ein paar Jungen verfolgt, die ihr Schneebälle in den Kragen warfen. Sie stand zwei Schritte von mir entfernt. Sie drehte sich um, packte mit beiden Händen Schnee und warf ihn lachend geradeaus, zog dann ihren Holzschuh aus, da er voller Schnee war, und blieb auf einem Fuß hüpfend an der Türschwelle stehen, das schwarze Haar im Gesicht. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie lebendig und bezaubernd dieses Kind mir vorkam, nachdem ich diesen eisigen Salon, diese steifen Leute hinter mir gelassen hatte ... Meine Mutter sagte mir, wer die Kleine war. Genau in diesem Augenblick beschloß ich, sie zu heiraten. Lacht nur, Kinder. Es war weniger ein Verlangen, ein Wunsch in mir als eine Art Vision. Im Geiste sah ich sie ein paar Jahre später an meiner Seite aus der Kirche kommen, als meine Frau. Sie war nicht glücklich. Ihr Vater war alt und krank; ihre Stiefmutter kümmerte sich nicht um sie. Ich sorgte dafür, daß sie bei meinen Eltern eingeladen wurde. Ich half ihr bei ihren Schulaufgaben; ich borgte ihr Bücher; ich organisierte Picknicks, kleine Tanzveranstaltungen für sie, für sie allein. Sie ahnte nichts davon ...

«O doch», sagte Hélène, und unter ihrem grauen Haar blitz-

ten schelmisch ihre Augen, und auf ihrem Mund erschien ein sehr junges Lächeln.

«Ich ging fort, um in Paris mein Studium zu beenden; man hält nicht um die Hand eines dreizehnjährigen Mädchens an. Ich reiste also ab, wobei ich mir sagte, daß ich in fünf Jahren wiederkäme und ihre Hand gewänne. Aber sie hat mit siebzehn Jahren geheiratet, einen rechtschaffenen Mann, der sehr viel älter war als sie. Sie hätte jeden geheiratet, nur um ihrer Stiefmutter zu entfliehen.»

«In der letzten Zeit», sagte Hélène, «war sie so geizig, daß meine Halbschwester und ich nur ein einziges Paar Handschuhe hatten. Im Prinzip sollten wir sie abwechselnd anziehen, wenn wir jemanden besuchten. Tatsächlich aber richtete meine Stiefmutter es so ein, daß sie mich jedesmal bestrafte, wenn wir ausgehen sollten, so daß immer ihre eigene Tochter diese Handschuhe anzog, wunderschöne Glacéhandschuhe. Sie verlockten mich so sehr, daß die Aussicht, ebensolche ganz für mich allein zu haben, wenn ich verheiratet wäre, mich bewog, dem ersten Mann, der mich darum bat und der mich nicht liebte, mein Jawort zu geben. Man ist sehr dumm, wenn man jung ist ...»

«Ich hatte großen Kummer», sagte François, «und als ich bei meiner Rückkehr die entzückende, ein wenig traurige junge Frau sah, zu der meine kleine Freundin geworden war, verliebte ich mich leidenschaftlich in sie ... Und sie, ihrerseits ...»

Er verstummte.

«Oh, wie rot sie werden», rief Colette aus und klatschte in die Hände, abwechselnd auf ihren Vater und ihre Mutter deutend. «Nur zu, erzählt uns alles! In jener Zeit beginnt der Roman, nicht wahr? Ihr habt miteinander gesprochen, ihr habt euch verstanden. Er ist wieder fortgegangen, zu Tode betrübt, weil du nicht frei warst. Er hat getreulich gewartet, und als du Witwe geworden bist, ist er zurückgekommen und hat dich geheiratet. Ihr habt glücklich gelebt und viele Kinder bekommen.»

«Ja, so war es», sagte Hélène, «aber vorher, mein Gott, wie viele Sorgen, wie viele Tränen! Wie schwer schien alles zu sein, unversöhnlich! Wie fern das alles ist ... Als mein erster Mann starb, war euer Vater auf Reisen. Ich glaubte, er habe mich vergessen, er käme nicht wieder. Wenn man jung ist, ist man voller Ungeduld. Jeder Tag, der vergeht und der für einen verloren ist, zerreißt einem das Herz. Endlich ist er zurückgekommen.»

Draußen war es jetzt völlig dunkel. Ich stand auf und schloß die großen Fensterläden aus Holz, die in der Stille einen so schauerlichen, sthnenden Ton von sich geben. Dieses Geräusch ließ sie zusammenzucken, und Hélène sagte, es sei Zeit für den Heimweg. Jean Dorin stand gehorsam auf, um die Mäntel der Damen in meinem Zimmer zu holen. Ich hörte Colette fragen:

«Mama, und was ist aus deiner Halbschwester geworden?»

«Sie ist tot, mein Liebes. Erinnerst du dich, vor sieben Jahren sind dein Vater und ich zu einer Beerdigung nach Coudray in der Nivre gegangen. Es war die arme Cécile.»

«War sie genauso bse wie ihre Mutter?»

«Sie? O nein, das arme Wesen! Es gab keine sanftmtigere, entgegenkommendere Frau. Sie liebte mich zärtlich, und ich sie ebenso. Sie ist wie eine wirkliche Schwester für mich gewesen.»

«Komisch, daß sie uns nie besucht hat ...»

Hélène antwortete nicht. Colette stellte ihr eine weitere Frage; auch diesmal antwortete die Mutter nicht. Schließlich, als Colette insistierte, sagte die Mutter:

«Ach, das alles ist so lange her», und ihre Stimme klang plötzlich ganz seltsam verändert, abwesend, als sprche sie im Traum.

Dann kam der Bräutigam mit den Mänteln zurück, und wir brachen auf. Ich begleitete meine Verwandten nach Hause. Sie wohnen vier Kilometer von hier in einem zauberhaften Haus.

Wir gingen auf einem schmalen, schlammigen Weg, die Knaben mit ihrem Vater voraus, dann die Brautleute, dann H el ene und ich.

H el ene erzählte mir von den jungen Leuten:

«Er scheint ein guter Junge zu sein, dieser Jean Dorin, nicht wahr? Sie kennen sich seit langem. Sie haben alle Chancen, glücklich zu sein. Sie werden so leben, wie wir gelebt haben, François und ich, ein ruhiges, eintr chtiges, würdiges Leben ... vor allem ein ruhiges ... ohne Erschütterungen, ohne Unwetter ... Ist es denn so schwer, glücklich zu sein? Mir scheint, daß Moulin-Neuf etwas Beruhigendes an sich hat. Ich hatte immer davon geträumt, in einem Haus am Fluß zu wohnen, daß ich nachts in meinem warmen Bett aufwache und das Wasser rauschen höre. Und bald ein Kind», fuhr sie fort, laut träumend. «Mein Gott, wenn man mit zwanzig Jahren doch w  te, wie einfach das Leben ist ...»

Vor der Gartent r verabschiedete ich mich von ihnen; sie öffnete sich quietschend und schloß sich wieder mit jenem feierlichen tiefen Ton, wie ein Gongschlag, der dem Ohr ein eigentümliches Vergnügen bereitet, ähnlich wie ein alter Burgunder dem Gaumen. Das Haus ist mit grünem und dichtem wildem Wein bewachsen, der beim kleinsten Windhauch silbrig schillert, doch in dieser Jahreszeit waren nur noch ein paar trockene Blätter und ein Netz von Drähten übrig, die der Mond beschien. Als die Erards im Haus waren, blieb ich einen Augenblick mit Jean Dorin auf der Straße stehen und sah, wie die Fenster des Salons und der Zimmer eines nach dem andern hell wurden; mit all ihren friedlichen Lichtern schimmerten sie in der Nacht.

«Wir dürfen doch damit rechnen, daß Sie zu unsrer Hochzeit kommen?» fragte mich der Bräutigam ängstlich.

«Und ob! Seit zehn Jahren bin ich bei keinem Hochzeitsmahl mehr gewesen», sagte ich und sah all jene vor mir, an denen ich früher einmal teilgenommen hatte, jene lang andauernden

Gelage in der Provinz, die roten Gesichter der Trinker, die mit-samt Stühlen in der benachbarten Stadt gemieteten Kellner und die Tanzdiele, die Eisbombe zum Nachtsch, den Bräutigam, den seine zu engen Schuhe drückten, und besonders die aus allen Ecken und Winkeln der Umgebung gekommenen Verwandten, Freunde, Nachbarn, die man seit Jahren aus den Augen verloren hat und die plötzlich wieder auftauchen wie Korken auf dem Wasser, wobei ein jeder im Gedächtnis der andern die Erinnerung an Zerwürfnisse weckt, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert, an vergangene Liebschaften und Feindschaften, an gelöste und vergessene Verlobungen, Erbstreitigkeiten und Prozesse ...

Der alte Onkel Chapelain, der seine Köchin geheiratet hat, die beiden Fräulein Montrifaut, zwei Schwestern, die seit vier-zehn Jahren nicht mehr miteinander sprechen, obwohl sie in derselben Straße wohnen, weil eine von ihnen der anderen einmal ihren Konfitüretopf nicht hat leihen wollen, und der Notar, dessen Frau mit einem Handelsreisenden in Paris ist, und ... Mein Gott, was war eine Provinzhochzeit doch für eine Versammlung von Phantomen! In den großen Städten sieht man sich entweder dauernd oder überhaupt nicht, es ist einfacher. Hier dagegen ... Korken auf dem Wasser, sage ich. Hopp, plötzlich sind sie da und wie viele Erinnerungen mit ihnen in dem Strudel, den sie verursachen! Dann tauchen sie wieder ab und sind für zehn Jahre vergessen.

Ich pfiff meinen Hund herbei, der uns gefolgt war, und ließ den Verlobten abrupt stehen. Ich ging nach Hause. Ich fühle mich wohl bei mir. Langsam nimmt das Feuer ab. Wenn es nicht mehr spielt, nicht mehr tanzt, nicht länger seine strahlenden Flammen hochschleudert, seine tausend Funken, die sich im Licht verlieren, keine Wärme mehr verströmt und niemandem mehr nutzt, wenn es sich damit begnügt, nur sanft das Haus am Leben zu halten, dann fühlt man sich wohl.

Colette hat am 30. November zur Mittagszeit geheiratet. Ein opulentes Mahl mit anschließendem Tanz brachte die Familie zusammen. Ich habe mich am frühen Morgen wieder auf den Heimweg gemacht, durch den Wald der Maie, dessen Wege zu dieser Jahreszeit mit einem so dicken Blätterteppich und einer so tiefen Schlammschicht bedeckt sind, daß man nur mühsam vorankommt, wie in einem Sumpf. Ich war sehr lange bei meinen Cousins geblieben. Ich wartete: Da gab es jemanden, den ich tanzen sehen wollte ... Moulin-Neuf liegt nahe bei Coudray, wo früher Cécile wohnte, Hélènes Halbschwester; sie ist tot, hat jedoch Coudray ihrer Pflgetochter vererbt, einem Mädchen, das sie aufgenommen hatte und das jetzt verheiratet ist; sie heißt Brigitte Declos. Ich zweifelte nicht daran, daß Coudray und Moulin-Neuf gute nachbarschaftliche Beziehungen pflegten und daß diese junge Frau auftauchen werde. Und tatsächlich kam sie auch.

Sie ist groß, sehr schön und wirkt mutig, stark und gesund. Sie hat grüne Augen und schwarzes Haar. Sie ist vierundzwanzig. Sie trug ein kurzes schwarzes Kleid. Unter all den anwesenden Frauen war sie die einzige, die sich nicht herausgeputzt hatte, um zu dieser Hochzeit zu gehen. Ich hatte sogar den Eindruck, daß sie sich absichtlich so schlicht gekleidet hatte, um ihre Verachtung für die argwöhnische Provinz zum Ausdruck zu bringen: man hält sie fern. Alle wußten, daß sie nur ein adoptiertes Mädchen ist, im Grunde nichts Besseres als diese Bälger der öffentlichen Fürsorge, die in unsern Bauernhöfen angestellt sind. Außerdem hat sie einen Mann geheiratet, der fast ein Bauer ist – alt, geizig und verschlagen.

Er besitzt die schönsten Güter der Region, spricht jedoch nur Mundart und bringt seine Kühe eigenhändig auf die Weide. Bestimmt versteht sie sich darauf, sein Geld unter die Leute zu bringen: Das Kleid war aus Paris, und sie hat mehrere Ringe mit dicken Diamanten. Ich kenne ihren Ehemann gut: Er ist es, der mir nach und nach mein ganzes schmales Erbe abgekauft hat. Sonntags begegne ich ihm manchmal unterwegs. Er hat Schuhe angezogen, eine Mütze auf dem Kopf; er hat sich rasiert, und er kommt, um sich die Wiesen anzuschauen, die ich ihm abgetreten habe und auf denen jetzt sein Vieh weidet. Er stützt sich mit den Ellbogen auf das Gatter, rammt den dicken knotigen Stock, von dem er sich nie trennt, in die Erde, stützt sein Kinn auf seine beiden großen kräftigen Hände und schaut geradeaus vor sich hin. Ich komme vorbei. Ich gehe mit meinem Hund spazieren oder auf die Jagd; bei einbrechender Dunkelheit kehre ich zurück, und er ist immer noch da. Er hat sich ebensowenig gerührt wie ein Grenzstein; er hat seinen Besitz betrachtet; er ist glücklich. Seine junge Frau kommt niemals in meine Gegend, und ich wollte sie gern sehen. Ich hatte mich bei Jean Dorin nach ihr erkundigt:

«Sie kennen sie also?» fragte er. «Wir sind Nachbarn, und der Ehemann ist einer meiner Kunden. Ich werde sie zu meiner Hochzeit einladen, und wir werden sie empfangen müssen, aber ich möchte nicht, daß sie sich mit Colette anfreundet. Ich mag die leichtsinnige Art nicht, wie sie mit den Männern umgeht.»

Als diese junge Frau hereinkam, stand Hélène nicht weit von mir entfernt. Hélène war bewegt und abgesspannt. Das Essen war zu Ende. Man hatte ein Mahl mit hundert Gedecken auf einem Tanzboden serviert, der aus Moulins hergeschafft und unter einem Zelt errichtet worden war. Die Temperatur war mild, das Wetter heiter und feucht. Manchmal hob sich eine Zeltplane, und man sah den großen Garten der Érards, die kah-

len Bäume, das Becken voll dürrer Blätter. Um fünf Uhr, als die Tische weggeräumt waren, wurde getanzt. Immer noch trafen Gäste ein; es waren die Jüngsten, die weder gern übermäßig aßen noch tranken, aber doch am Ball teilnehmen wollten; Zerstreungen sind selten bei uns. Brigitte Declos befand sich unter ihnen, aber sie schien niemanden näher zu kennen; sie kam allein. Hélène gab ihr die Hand wie allen anderen; nur einen Augenblick verzogen sich ihre Lippen, und sie setzte jene lächelnde, beherrzte Miene der Frauen auf, hinter der sie ihre geheimsten Gedanken verbergen.

Dann überließen die Alten den improvisierten Tanzsaal der Jugend und zogen sich ins Haus zurück. Man bildete einen Kreis rings um große Feuer; man erstickte in diesen geschlossenen Räumen. Man trank Sirup und Punsch. Die Männer sprachen über die Ernte, über die verpachteten Höfe, den Preis des Viehs. In einer Versammlung von Leuten reifen Alters ist etwas Unerschütterliches; man errät Organismen, die alle schweren, bitteren, gepfefferten Gerichte der Welt verdaut haben, die alle Gifte ausgeschieden haben und die sich für zehn oder fünfzehn Jahre in einem Zustand vollkommenen Gleichgewichts, beneidenswerter moralischer Gesundheit befinden. Sie sind mit sich zufrieden. Jene mühevollen und vergeblichen Arbeit der Jugend, mit der sie versuchten, die Welt ihren Wünschen anzupassen, haben sie bereits hinter sich. Sie sind gescheitert, und jetzt ruhen sie sich aus. In ein paar Jahren wird sie abermals eine dumpfe Unruhe umtreiben, diesmal die des Todes; sie wird ihren Geschmack auf merkwürdige Weise verderben, sie gleichgültig oder sonderbar oder mürrisch machen, so daß ihre Familie sie nicht mehr versteht, die Kinder sich ihnen entfremden. Aber im Alter zwischen vierzig und sechzig erfreuen sie sich eines unsicheren Friedens.

Dies alles habe ich nach dem guten Essen und den vorzüglichen Weinen sehr stark empfunden, wobei ich mich an die

Tage von einst und an meinen grausamen Feind erinnerte, der mich aus dieser Gegend vertrieben hatte. Ich hatte versucht, Beamter im Kongo, Kaufmann in Tahiti, Trapper in Kanada zu sein. Nichts befriedigte mich. Ich glaubte, dem Glück nachzujagen; in Wirklichkeit wurde ich von der Hitze meines jungen Bluts getrieben. Doch da jene Glut jetzt erloschen ist, verstehe ich mich nicht mehr. Ich meine, daß ich einen weiten nutzlosen Weg zurückgelegt habe, nur um zu meinem Ausgangspunkt zurückzukehren. Zufrieden bin ich allein mit dem Umstand, daß ich nie geheiratet habe, aber ich hätte mich nicht in der Welt herumtreiben sollen. Ich hätte hierbleiben und meinen Grundbesitz bestellen sollen; dann wäre ich heute reicher. Ich wäre der Erbonkel. Ich würde mich in der Gesellschaft an meinem Platz fühlen, während ich jetzt zwischen all diesen dicken, ruhigen Menschen schwebe wie der Wind zwischen den Bäumen.

Ich ging hinaus, um den jungen Leuten beim Tanzen zuzuschauen. In der Dunkelheit sah man das riesige, durchsichtige Zelt, aus dem die schmetternden Klänge der Kapelle drangen. Drinnen hatte man eine behelfsmäßige Beleuchtung angebracht: Reihen kleiner Glühbirnen, deren heller Schein die Schatten der Tanzenden auf die Zeltplane warf. Das Ganze ähnelte den Tanzveranstaltungen des 14. Juli und der Jahrmaktsfeste, aber so ist es bei uns Brauch ... Der Wind pfiß durch die herbstlichen Bäume, und mitunter schien das Zelt zu schlingern, fast wie ein Schiff. So im Dunkeln, von außen gesehen, wirkte der Anblick befremdlich und traurig. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht wegen des Kontrasts zwischen der reglosen Natur und dem Treiben der Jugend. Arme Kleine! Fröhlich gaben sie sich dem Vergnügen hin. Vor allem die jungen Mädchen: Bei uns werden sie ja so streng und keusch erzogen. Bis zum Alter von achtzehn Jahren das Pensionat in Moulins oder in Nevers, dann lernen sie unter mütterlicher Aufsicht bis

zu ihrer Heirat die Haushaltsführung. Und daher strotzen Leib und Seele vor Kraft, Gesundheit und Begierden.

Ich betrat das Zelt; ich sah ihnen zu; ich hörte ihr Lachen. Ich fragte mich, was für ein Vergnügen es ihnen bereiten mochte, im Takt herumzuhopsen. Seit einiger Zeit empfinde ich angesichts junger Menschen eine Art Verwunderung, als betrachtete ich so etwas wie eine der meinen fremde Tiergattung, so wie ein alter Hund, der Mäusen beim Tanzen zusieht. Ich habe Hélène und François gefragt, ob sie etwas Ähnliches empfinden. Sie haben gelacht und mir geantwortet, ich sei ein alter Egoist, sie dagegen verlören nicht den Kontakt zu ihren Kindern. Na ja! Ich glaube, sie machen sich eine Menge Illusionen. Wenn sie ihre eigene Jugend wieder vor sich auftauchen sähen, würde sie ihnen Grauen einflößen, oder sie würden sie gar nicht wiedererkennen; sie würden an ihr vorbeigehen und sagen: «Diese Liebe, dieses Feuer, diese Träume sind uns fremd.» Ihre eigene Jugend ... Wie also können sie die der anderen begreifen?

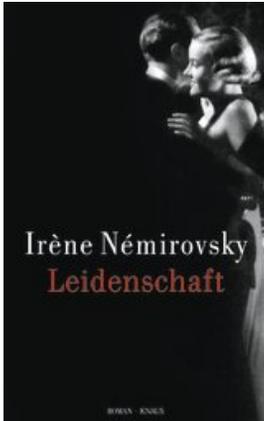
Da die Kapelle eine Verschnaufpause machte, hörte ich den Wagen, der die Jungvermählten nach Moulin-Neuf fuhr. Mit den Augen suchte ich Brigitte Declos unter den Paaren. Sie tanzte mit einem hochgewachsenen brünetten jungen Mann. Ich dachte an den Ehemann. Wie unvorsichtig von ihm. Dabei ist er auf seine Weise sicher klug. Er wärmt seinen alten Körper unter einem roten Federbett und seine alte Seele mit Eigentumsrechten, während seine Frau ihre Jugend genießt.

An Neujahr speise ich immer bei meinen Cousins, den Érards. Es ist bei uns üblich, daß der Besuch lange dauert, daß man zur Mittagszeit kommt, bis zum Abend bleibt, am Abend die Reste des Mittagmahls ißt und in der Nacht nach Hause geht. François mußte einige seiner Güter besichtigen; der Winter ist streng, und die Straßen sind verschneit. Er war um fünf Uhr weggefahren, und wir erwarteten ihn zum Abendessen zurück, aber es war schon acht, und er zeigte sich noch immer nicht.

«Er wird aufgehalten worden sein», sagte ich. «Bestimmt schläft er auf dem Hof.»

«Aber nein, er weiß, daß ich auf ihn warte», antwortete Hélène. «Seit wir verheiratet sind, ist er nie eine Nacht weggeblieben, ohne mir Bescheid zu sagen. Setzen wir uns zu Tisch, er wird bald kommen.»

Die drei Knaben waren nicht da, ihre Schwester hatte sie nach Moulin-Neuf eingeladen, wo sie auch schlafen sollten. Seit langem war ich nicht mehr mit Hélène allein gewesen. Wir sprachen vom Wetter und von der Ernte, den einzigen Gesprächsthemen hier; nichts störte unser Mahl. Diese Gegend hat wirklich etwas Zurückgezogenes und Wildes, etwas Üppiges und Argwöhnisches, das an die alten Zeiten erinnert. Der Tisch im Eßzimmer schien für unsere beiden Gedecke zu groß zu sein. Alles glänzte; alles wirkte sauber und ruhig, die Eichenmöbel, das schimmernde Parkett, die geblühten Teller, das ausladende, bauchige Büffet, wie man es nur noch bei uns findet, die Standuhr, der Kupferzierat über dem Kamin, die Hängelampe und die geschnitzte Durchreiche zur Küche. Welch wunderbare Hausfrau ist meine Cousine Hélène doch!



Irène Némirovsky

Leidenschaft

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 128 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0322-7

Knaus

Erscheinungstermin: August 2009

Dieser Roman gilt als dritter Teil des Weltbestsellers »Suite française«

Mit jeder weiteren Veröffentlichung aus ihrem lange vergessenen und teilweise verschollenen Werk wächst der literarische Ruhm Irène Némirovskys. In dieser erstmals auf Deutsch veröffentlichten Geschichte erzählt die Autorin vom Feuer der Liebe, die Regeln bricht und die Moral verhöhnt, um einmal wirklich zu leben.

Die junge Colette und der um viele Jahre ältere Jean leben nach ihrer Hochzeit zurückgezogen in Moulin-Neuf im Herzen der französischen Provinz. Es scheint, als wollten sie dem stillen Glück von Colettes Eltern nacheifern. Selbst der alte, desillusionierte Vetter Silvio, der schon am Hochzeitsabend im Bräutigam den gehörnten Ehemann sieht, beginnt zu glauben: Dieses Paar bleibt verschont, sein Glück wird nicht von jäh aufbrechender wilder Leidenschaft zerstört.

Doch Colette hütet ein Geheimnis. Auch sie ist dem Verlangen und der Leidenschaft für einen anderen erlegen. Erst als Jean unter mysteriösen Umständen ums Leben kommt, erwacht Colette aus dem Sinnesrausch und versinkt in Scham und Verzweiflung. Nachdem die Wahrheit über Jeans Tod ans Licht kommt, bricht auch die Lebenslüge ihrer Eltern auf.



Der Titel im Katalog